

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 10 (1888)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

Behnter Jahrgang.
Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Abonnement:
Bei Franko-Zustellung per Post:
Jährlich Fr. 6. —
Halbjährlich „ 3. —
Ausland franko per Jahr „ 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen und Beiträge in den Text sind an die Redaktion zu adressiren.

Redaktion:
Fran Elise Honegger in St. Fiden.
Telephon in der Stadt:
in der
M. Kälin'schen Buchdruckerei beim Theater.

Insertionspreis:
20 Centimes per einfache Petitzeile.
Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Insertate
beliebe man franko an die Expedition einzusenden.

Ausgabe:
Die „Schweizer Frauen-Zeitung“ erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen
sind ausschließlich an die M. Kälin'sche Buchdruckerei in St. Gallen zu entrichten.

St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schickst an ein Ganzes dich an!

Sonntag, 12. Februar.

Mein Mütterlein.



Mütterlein, wenn du nicht wär'st,
Wie wär's dann wohl auf Erden,
Wie müßte es doch ohne dich
So öd und trostlos werden.

O Mütterlein, wenn du nicht wär'st
Und hieldest mich im Arm,
Ich wär' auf Gottes weiter Welt
So bettel-, bettelarm.

O Mütterlein, ich danke Gott,
Daß du noch bei mir bist,
Zwar weiß ich wohl, es ist ja nur
Gar eine Gnadenfrist.

Doch denk ich stets, der liebe Gott,
Er wird mich wohl versteh'n,
Daß du mir unentbehrlich bist,
Kann er ja täglich seh'n.

Bertha Hallauer.

Unsere gesellschaftlichen Lügen

gegenüber der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit.



Aufrichtigkeit! Dazu scheint der Mensch schon von Natur geschaffen. Hoch aufgerichtet trägt er das Haupt; in seinem Innern trägt er ein Selbstbewußtsein, das selbst dann noch spricht, wenn der Druck von Außen geradezu unausstehlich geworden ist.

Wahrhaftigkeit ist eigentlich Sache der Natur; doch sind unsere Verhältnisse so verkehrt und unnatürlich geworden, daß sie recht eigentlich Sache der Erziehung sein muß. Sie beruht in der folgerichtigen Behandlung des Kindes in der Entwicklung und Entfaltung seiner geistigen Kraft.

Unaufrichtig ist Derjenige, der nicht offen und aufrichtig zu scheinen wagt, was er im Grunde doch ist; der sein inneres Ich verleugnet auf Kosten eines Schein-Ich, sich gewissermaßen dadurch zu einem Doppelleben verdammend.

Wahrhaftigkeit hat als Gegensatz die Lüge. Diese ist gewöhnlich nicht mehr und nicht weniger als eine grenzenlose Feigheit, ein Mangel an persönlichem Muth, hervorgerufen durch die Unterdrückung der geistigen Kraft.

Furcht vor dem Urtheil der Menge, der Mißachtung Unverständiger, der im Verhältnis zu dem

begangenen Fehler unbilligen oder unverhältnißmäßig harten Strafe, das sind die Motive zur Unaufrichtigkeit und Lüge; die Ueberschätzung des Urtheils der Menge, die kleinliche Angst vor Bestrafung.

Aufrichtig ist nur Derjenige, der sich Andern so gibt, wie er eigentlich ist, der weder seine äußeren Verhältnisse, noch sein inneres Gemüthsleben anders erscheinen lassen möchte, als es in Wirklichkeit ist. Unbefangen ehrlich zu sein, erfordert aber eine gewisse Unabhängigkeit von dem Urtheile Anderer, sowie ein richtiges Gefühl für den Werth und Unwerth der Dinge.

Wahrhaftig kann nur der sein, dem es ein inneres Bedürfnis ist, dasjenige zu thun und zu sprechen, was in Uebereinstimmung mit seinem Denken und Fühlen steht, unbekümmert darum, was die Folge davon sein könnte.

Um bei dem Kinde einen aufrichtigen, wahrhaften Charakter zu entwickeln, bedarf es vor Allem einer naturgemäßen Behandlung von Seiten der Eltern und Lehrer. Es muß der Erzieher selbst ein richtiges Urtheil besitzen, muß Schein- und Sein abwägen, bedeutungslose Fehler als solche, Charakterfehler aber als wichtige Mängel zu erkennen verstehen, und Geduld genug besitzen, um dem Kind richtige Begriffe und den richtigen Ausdruck für Alles zu lehren. Aber wie oft wird gerade darin gesündigt. Von den Erwachlenen selbst wird das Kindergemüth vergiftet. Kennerungen des Reibes gegen Hochstehende oder mehr vom Glück Begünstigte, Schadenfreude, wenn des Andern hochfliegende Pläne zu Nichts geworden, Gesellschaftslügen aller Art dringen an das Ohr des Kindes; sorglos lobt man schlaue Geschäftskunstgriffe, erlaubt sich geringschätzende Redensarten gegen Arme, brüstet sich mit der eigenen Klugheit und List u. dgl.

Die Welt soll nie wissen, was wir beabsichtigen, sie soll in jeder Angelegenheit mehr oder weniger betrogen werden. Während wir von Komplimenten überfließen Angesichts Höherstehender, vernimmt das Kind, wie sie dies ihr Unsehen nicht verdienen, wie ungerecht ihre Erhebung, wie unaufrichtig die ihnen dargebrachten Glückwünsche sind. — Warum, weil Jeder als Freund erscheinen möchte und innerlich des Betreffenden Feind ist.

Wie könnte bei so unreinen Grundsätzen des Kindes Seele unbesiegt bleiben!

Die erziehende Weisheit und Liebe besteht darin, dem Kinde nie ein Doppelf Gesicht zu zeigen.

So lange aber Verstellung, Lüge und Täuschung gleichsam die eigentliche Umgangsmünze bilden, wird

man schwer gegen den Strom schwimmen. Diese Fehler zu vertilgen, würde eine Herkulesarbeit sein.

Fragt man sich nun, was zwingt die Menschen, unaufrichtig zu sein, so ist es zumeist die Hoffart, die Eitelkeit, die Lust, es solchen gleichzutun, denen andere Mittel zu Gebote stehen. Der Angestellte mit zweitausend Franken möchte soviel gelten, als einer mit viertausend; er macht vielleicht Niemandem eine ganz unrichtige Angabe, aber er tritt so auf, daß Andere falsche Schlüsse ziehen müssen. Er will nicht scheinen, was er ist, und das Kind muß in diesem Sinne sich benehmen, sich kleiden und ausdrücken. Wehe ihm, wenn es sagen würde: „Wir müssen uns sehr einschränken, deshalb kann ich dies und jenes nicht mitmachen, nicht genießen.“ Und dennoch, das Kind, welches so spräche, würde sicher nicht an Achtung vor den Menschen und an Selbstachtung einbüßen. Die Unaufrichtigkeit wird also unnützerweise sein ganzes Leben durchdringen.

Direkte Lügen lernen die Kinder dadurch, daß die Eltern unfähig sind, das Vertrauen derselben zu gewinnen. Eine mit dem Fehler Hand in Hand und gewissermaßen durch denselben hervorgerufene Strafe erbittert nie und führt das Kind auch nicht leicht zur Unwahrheit, wohl aber eine im Verhältnis zum Fehler zu harte oder mit demselben in keiner Verbindung stehende Strafe. Hat das Kind z. B. eine schlechte Censur und der Vater schlägt dasselbe ohne weitere Untersuchung halbtodt, so wird es fortan den Vater, wo es kann, belügen, um harter Strafe zu entgehen. Bespricht sich dagegen der Vater mit demselben, vergewissert sich, wo der Fehler liegt, gibt ihm Anleitung, diesen zu vermeiden, besetzt sogar seine Freizeit zur Strafe mit Nachhilfestunden, oder entzieht ihm je nach Umständen eine Freude, deren es sich durch die Censur unwürdig gemacht, so wird das keinen Stachel in des Kindes Seele zurücklassen und die Wahrhaftigkeit nicht beeinträchtigen.

Wahrhaftigkeit ist der Lebensäther der Gesellschaft, Lug und Trug sind ihre Giftdüfte. Von diesen sie zu reinigen, sollte das Werk der Erziehung sein. Dann würde nach und nach die jetzige Unnatur in allen Ständen verschwinden, die Widersprüche würden sich heben; alle Beziehungen des Lebens würden von Aufrichtigkeit und Wahrheit durchdrungen und vielerorts der Seelenfrieden, der so oft durch Lug und Trug verloren geht, wieder hergestellt werden.

M. B.-G.

Krankenpflege.

(Schluß.)

Was die Kost betrifft, so lasse man nie Teller mit Essen u. s. w. herumstehen. Man nimme den Appetit sicher auf diese Weise. Hat der Patient gegessen, so trage man seinen Teller fort und richte die Speisen zur nächsten Mahlzeit so einladend wie möglich an. Benagte Geflügelknochen, zerchnittene Beefsteaks, halbverzehrte Cotelettes soll man auf einen sauberen Teller legen und so appetitlich als möglich aufstücken. Reste sind nie „gut genug“ für einen Kranken. Da sparen zu wollen, heißt den Kranken hungern lassen und seine Genesung verzögern. Speisen, die beim Essen Aufmerksamkeit erfordern, müssen hergerichtet werden; z. B. die Gräthe beim Fisch und Knöchelchen bei Wild und Geflügel sorgfältig entfernt, die Pflaumen- und Kirschenteine dazwischen. Ist der Kranke schwach, so zer Schneide man ihm sein Fleisch. Man muß jedoch nicht darauf warten, daß er seine Pfleger darum bittet: oft hat er keinen Appetit und der Anblick des großen Stückes nimmt ihm fast den Muth, auch nur einen Versuch zu machen, es zu bewältigen. Man muß Vieles errathen können!

Ich selbst kannte eine Kranke, die sehr schwach war und fast gar keine Nahrung nahm. Eines Tages sah ich dieselbe ihren Teller müde zurück-schieben; auf meine Frage erwiderte sie: „Ich bin zu müde, um mein Fleisch zu zerschneiden.“ Ich zerschneide es und sie aß mit Appetit. Und diese Kranke wurde von einer Tante mit aufopfernder Sorgfalt und Liebe gepflegt; es war ihr aber nicht eingefallen, nach dem Grund der Lagen. „Appetitlosigkeit“ zu forschen. Mandes, was man für Laune erklärt und verlacht, ist eben Schwäche und Müdigkeit. Man soll sich nur nicht die Mühe verdrießen lassen, auf den Grund zu gehen und nach der Ursache der sogen. übeln Laune zu forschen. Man zwinge den Kranken nicht zum Essen, aber man suche ihm seine Mahlzeiten so appetitlich wie möglich zu machen. Der Präservirteller sei stets mit einer schnee-weißen Serviette bedeckt, alles Geräthe so sauber als möglich, kaltes Fleisch zierlich mit Petersilienkraut u. s. w. bekränzt, Obst und Butter in Weinlaub gebettet. Ich kann nicht genug darauf bestehen, wie wichtig gerade die Art und Weise ist, in der dem Kranken seine Mahlzeiten gereicht werden; davon hängt oft seine Genesung ab. Mancher Patient kann sich nicht erholen trotz aller Arznei; seine Umgebung berichtet dem Arzt, daß er nicht zum Essen zu bewegen ist. Der Arzt verschreibt alle möglichen appetit-erregenden Mittel: es wäre besser, er könnte einmal der Mahlzeit beiwohnen oder vielleicht Anleitung geben im Anrichten von Krankenkost. Ein Stück Fleisch, in halbzerronnenem Fett schwimmend, mit Gemüse gemischt u. dgl., lauwarm servirt, kann unmöglich mit Appetit genossen werden und die Mahlzeiten werden schließlich zum Zankapfel zwischen Kranken und Pflegerin, die einander mit Vorwürfen kränken, anstatt daß sie eine Art Festfeier der Genesung sind.

Kurz vor und nach der Mahlzeit halte man Alles fern vom Kranken, das ihn aufregen könnte. Weder traurige noch frohe Nachrichten sollen ihm zu der Zeit mitgetheilt werden, denn seine Verdauung ist noch schwach. Ebenso soll man ihn nicht kurz vor seiner Schlafenszeit mit dergleichen behelligen.

Was die Unterhaltung des Patienten betrifft, so sei man nicht zu aufdringlich mit Auerbieten von Vorlesen, Kartenspielen u. s. w. Oft sind die Kräfte des Patienten noch zu schwach, um wirklich zuhören zu können; er will aber nicht unanbar erscheinen und läßt sich vorlesen und hat vielleicht Kopfschmerz davon. In solchen anscheinenden Kleinigkeiten, aus denen jedoch das tägliche Leben besteht, offenbart sich der Takt der Pflegerin. Sie muß den Augenblick wahrnehmen, in dem ihr Pflegling etwas Abwechslung vertragen kann.

Die Anordnung der Kissen ist nicht immer leicht. Man vergesse nicht, daß der Kranke so liegen muß, daß der Rücken vom Kreuz zu den Schultern gestützt ist und er auf den Kissen ruht. Einige bauen eine wahre Mauer aus Kissen auf, an die der

Kranke fast gelehnt ist. Allmählig gleitet er natürlich hinab und schließlich ist nur der Nacken und vielleicht der obere Theil der Schultern gestützt, während der übrige Theil des Rückens frei schwebt. Daß man sich in dieser Stellung nicht beschädiigt fühlen kann, liegt auf der Hand. Die Kissen müssen im Gegentheil eine sanft aufsteigende schiefe Ebene bilden, damit der Kranke frei athmen kann und nicht Gefahr läuft, fast zu ersticken.

Die Tage sind lang im Krankenzimmer und die Aussicht auf viele Wochen, ja Monate, die in derselben Einförmigkeit zugebracht werden müssen, kann eine thätige Natur zur Verzweiflung treiben. Es ist daher rathsam, sich eine Art Zeiteintheilung zu machen, an der man so viel als möglich festhält. Schon die Toilette des Kranken nimmt Zeit weg, da sie ja langsam von Statten geht. Es ist dies ein Umstand, den weder die Patienten, noch ihre Angehörigen je aus den Augen lassen sollten: man ist oft geneigt, sich geben zu lassen, weil man ja krank ist und Niemand einem sieht. Im Gegentheil, man kann nicht sorgfältig genug sein, was die Sauberkeit der Bett- und Leibwäsche des Kranken betrifft, und daselbe gilt von seinem Körper. Keinlichkeit hat noch Niemand geschadet, wohl aber das Gegentheil. Nach vollbrachter Toilette läßt man den Kranken etwas ruhen, dann lasse man ihn sich beschäftigen, so viel es der Arzt erlaubt hat. Nur nicht zu lange, nicht zur Uebermüdung und von häufigen Ruhepausen unterbrochen, und man wird sich wundern, wie schnell die Tage dahinjehen, die noch vor Kurzem endlos erschienen.

Ich habe hier nur in Kürze andeuten können, was eine jede ansehnliche, intelligente Frau selbst leicht erlernen kann. Mit Takt, Ueberlegung und Geduld kann man eine tüchtige Krankenschwester werden, den Leidenden zum Trost und Heil. Nur Eines lasse man nicht aus den Augen: Ueberlegung und Ruhe. Besser 10 Minuten reiflich überlegt, ehe man handelt, als hastig unüberlegt gehandelt und schließlich mehr Schaden als Nutzen gebracht. Man gewöhne sich daran, nie die Geistesgegenwart eines kalten geretteten worden, während mehr als ein Todesfall hätte verhütet werden können, wenn man sich nur Zeit gelassen hätte, zu überlegen, was zu thun sei.

Dr. med. Marie v. Tzilo.

Das Haushalten.

Gewiß gibt es manch' weisere Frau wie ich bin, manche, die ihre arbeitenden Mit-schwester besser und nachhaltiger zu beeinflussen versteht, als ich; dessenungeachtet aber drängt es mich in diesem vielbesprochenen Thema auch ein Wörtchen mitzureden, hoffend, daß es da oder dort Anklang finden und zum Guten anregen möge.

Haushalten, das klingt so alltäglich, so prosaisch! Viele glauben es zu verstehen und doch haben nur Wenige den wahren Sinn des Wortes herausgefunden und zum Wohl der Familie in's Praktische zu übertragen gewußt.

Wir Frauen sind gar leicht geneigt, die Arbeit, die der Haushalt tagtäglich erfordert, als eine lästige Quälerei zu betrachten; mechanisch helfen wir unsern Untergebenen das Hauswesen besorgen, wir mühen und plagen uns ab und glauben oft das Unmögliche geleistet zu haben, — aber haben wir auch schon versucht, diese Arbeit zu dem zu machen, was sie eigentlich sein sollte?

Haushalten ist ein gottgesegnetes Ding, das Schöne, was eine Frau thun kann. Unser Heim beeinflusst auch unsere nächste Umgebung; daß dieser Einfluß ein guter sei, der die heranwachsende Generation fördern und bessern helfe, das liegt an uns Frauen.

Haushalten heißt nicht nur das Haus in Ordnung halten, es bedeutet noch was Anderes: Wer richtig haus halten will, der muß auch das Heim halten verstehen. Es ist dies nicht bloß die tägliche Erfüllung unserer häuslichen Obliegenheiten, es ist vielmehr eine edle Kunst, welche die in uns

schlummernden Geisteskräfte weckt und zu einem Ziel hienent; eine Kunst, die regen Schönheits Sinn, unermüdete Ausdauer und eine unerschütterliche Charakterfestigkeit erfordert, vermöge deren wir alle kleinlichen Aufsetzungen, alle Schwierigkeiten, die täglich in erschreckender Menge vor der geplagten Hausmutter aufstürmen, mit Leichtigkeit überwinden.

Das Heimhalten erheischt von uns Frauen jene unbedingte Tüchtigkeit, welche die „schönen Künste“ von ihren Jüngern verlangt. Gibt es überhaupt eine edlere Kunst, als das Haus- und Heimhalten?

Auch die schönen Künste schließen niedere Hand-langerdienste nicht aus: der Maler muß sich dazu verstehen, Pinsel und Palette zu reinigen, und ist sein erster Entwurf nicht gelungen, so sieht er sich genöthigt, denselben wieder auszulöschen und sein Werk neuerdings zu beginnen. Doch, was gilt ihm alle Mühe? Er hat sein Ziel vor Augen und ihm unverdrossen weiter, in dem Gelingen seiner Arbeit den schönsten Lohn findend.

Sollten wir uns nicht ebenso unermüdet durch die mancherlei Widervärtigkeiten und unangenehmen Anforderungen des Haushaltes hindurch arbeiten können? Still und unentwegt unsere Pflicht erfüllen, ohne unbedeutenden Kleinigkeiten allzuviel Gewicht beizulegen; in Allem ein höheres Wesen erkennend und verehrend, dessen Segen unserer Arbeit erst das rechte Gedächtnis verleiht? Was wir einmal begonnen, bleibt, es läßt sich nicht wieder auslösen, so es uns nicht gefallen will, — was wir thun, bleibt für alle Zeiten gethan. Es gibt da kein Zurück, wir können nur vorwärts streben, besser machen, und mit redlichem Willen wird dies jeder Frau gelingen.

„Jedes Ding an seinen Platz und jedes Ding hat seinen Platz.“ Wenn dies das Motto der Hausfrau ist, so wird Ordnung und Einklang im Haushalt herrschen. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß die Suppe nie versalzen und in den Zimmern nie etwas herumliegen werde. Beides kann auch die tüchtigste Hausfrau niemals gänzlich umgehen, aber sie wird solch' unangenehme Zwischenfälle bestmöglichst zu vermeiden suchen, indem sie selbst bei Zeiten nach dem Rechten sieht.

Ordnung und Keillichkeit seien ihr Hauptaugenmerk, doch sie lerne genau unterscheiden, wozu ein Abstand zwischen absehender Steifheit und zierlicher Anmuth liegt. Wie kalt und abstoßend erscheint uns ein Zimmer, in welchem die Stühle wie die Soldaten in Reih und Glied geordnet steif längs der Wand stehen, wo nicht das Geringste an die züchtig waltende Hausfrau mahnt, keine Arbeit, kein Buch, keine Blume, wo Alles blüht und blank und völlig unbenützt erscheint; wir fühlen uns unwillkürlich beengt in solch' einem Hause. Wie anders dagegen ein Heim, wo jedes Ding an seinem Platze steht, ungezwungen, ungefüllt, als ob es seit Jahrhunderten dorthin gehörte; wo neben Ordnung und Keillichkeit auch jene wohlthunende Anmuth herrscht, die selbst dem ärmsten Stübchen einen gewissen Reiz verleiht.

Jede Hausfrau kann und soll stets so aussehen, als ob sie niemals rauhe Dienstleistungen verrichten würde. Wer auf Ordnung hält, wird auch an sich selbst ordentlich sein und weder am Körper, noch an der Kleidung die geringste Spur der eben verrichteten Arbeit dulden. Es handelt sich hier nur um eine Gewohnheit, die, wenn übersehen oder vernachlässigt, zum abschreckenden Laster wird. Selbst die rauheste Arbeit kann veredelt werden, wenn wir sie mit Anmuth zu verrichten wissen.

Trotz all' ihrer strengen Anforderungen schließt die Haushaltung die schönen Künste nicht aus. Musik, Zeichnen, Malen, Literatur, sie alle finden ihren Platz in einem wohlgeordneten Hause und helfen uns, Heim und Leben zu verschönern.

Unsere Frauen haben ein weites Arbeitsfeld vor sich, wenn sie Haus und Heim richtig zusammenhalten wollen. Möchten sie immer besser erkennen, wozu großes, edles Werk es ist, und Geist und Herz ungeschmälert daran wenden. Wir Frauen sind die leitenden Triebkräfte des Haushaltes, laßt uns nie vergessen, daß, wie die Pflanze aus den Zellenge-weben, so die Nation aus den verschiedenen Haus-

haltungen besteht. Ist das Zellengewebe krank, so stirbt die Pflanze ab; werden die Haushaltungen verkehrt geleitet, so geht dies auch auf die Nation über.

Mütter, ihr erzieht das heranwachsende Geschlecht; was eure Kinder daheim sehen und lernen, das nehmen sie für's Leben in sich auf; eure Ansichten und Gewohnheiten übertragen sich durch eure Kinder auf die Nation. Wollt ihr kräftige, willensstarke, brave Männer, selbstlose, fromme, fleißige und tüchtige Frauen, so pflegt euer Heim, daß dort alle die Tugenden zu finden seien, aus denen sich eine wahrhaft edle Nation heranzubildet. Ein reiner, einfacher Sinn, Gebet, Arbeit und eine gesunde Lebensanschauung seien die Waffen, mit denen ihr die häßlichen Trug- und Zerbilder der Gegenwart bekämpft und überwinden sollt.

Das Primarschulwesen Berns und die geistige und körperliche Entwicklung unserer Schulschüler.

Als Mahnung an Behörden, Eltern und Lehrer läßt Herr W. Spieß, Primarlehrer in Bern, obige Schrift ins Volk treten. Und sie ist es auch in volstem Sinne des Wortes. Sie ist es nicht nur für diejenigen, die bisher über die Schule und ihr Verhältnis zur allseitigen Entwicklung der Gesamtheit und des Einzelnen nicht weiter nachgedacht haben, sondern auch — und zwar in ganz besonderem Maße — für jene, die die Schule nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen und deshalb ihrer Stellung und Leistung die ungetheilteste Aufmerksamkeit schenken. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß der Mann bei den von der Gegenwart an ihn gestellten, gesteigerten, geschäftlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen dem häuslichen Leben und somit der Beobachtung seiner Kinder je länger je mehr entfremdet wird, und daß daher die häusliche Erziehung fast ausschließlich in der Hand der Mutter liegt. Dieses Faktum bedingt nun auch der Mütter vermehrtes Interesse und Aufmerksamkeit für die Schule und alles, was damit zusammenhängt. Und unabwiesbar tritt an uns die Pflicht heran, der Schule näher zu treten, für diese köstliche Institution ein offenes Auge zu halten und Nichts zu veräumen, was unser Urtheil darüber vertiefen und klären kann. Es erönt sonst oft — und keineswegs stets ohne Berechtigung — die Klage, die Schule nehme eine Sonderstellung ein, sie reite je länger je mehr ihr theoretisches Stiefkind und berücksichtige die praktischen menschlichen Bedürfnisse zu wenig; kurz, sie entfremde sich ihrer hohen Aufgabe, in jeder Beziehung tüchtige Menschen zu bilden, immer mehr. So wird die Schule von denkenden Eltern vielfach als eine notwendige Zwangsinstitution angesehen, deren Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten man eben unabweisbar in den Kauf nehmen müsse; weil die Schule von der Unfehlbarkeit ihrer Theorien durchdrungen sei, so lasse sie das Haus mit seinen Laienanschauungen nicht zu Worte kommen. Diese Meinung, die stellenweise doch zutrifft, pflanzte im Ganzen ein gewisses Vorurtheil, das das Gedeihen der Schule beeinträchtigt und sie an der völligen Erfüllung ihrer hohen Aufgabe hindert.

In Anbetracht dieser vorhandenen Uebelstände ist die hier genannte Schrift des praktischen Schulmannes Herrn W. Spieß in Bern ein wahres Labsal und ein erlösendes Wort, das die Interessen von Schule und Haus wieder zusammenführt und damit den Anstoß zu geben berufen ist zu einer gemeinsamen, gesegneten Wirksamkeit Beider im Dienste des heranwachsenden Geschlechtes.

Wir empfehlen das Studium der genannten Schrift vorab allen denkenden, um das Leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder besorgten Müttern. Sie werden reichen Gewinn daraus ziehen und sich ermuntert fühlen, mit gutdenkenden Männern darüber zu sprechen und sich beobachtend zu überzeugen, daß es noch mehr Lehrer gibt, welche das wahre Wohl des Kindes, seine normale, harmonische Entwicklung hoch über die graue Theorie der künftigen Wissenschaft

stellen. Die auf dem realen Boden der Statistit stützende Schrift ist beim Verleger zum Preise von Fr. 1. 20 zu beziehen und ist der Reinertrag derselben, sowie allfällige freiwillige Beiträge zum Besten verwahrloster Kinder bestimmt.



Gefüllter Kohl. Ein einfaches Ofengericht ist der gefüllte Kohl, der Fleisch und Gemüse in einer Platte liefert und daher an arbeitsvollen Tagen von der vielbeschäftigten Hausfrau gern auf den Küchenschedel gesetzt wird. Man scheidet die Kohlhäupter in Salzwasser oder in der Fleischbrühe. Wenn sie annähernd weich sind, nimmt man sie heraus und entfernt vorsichtig die Herzblätter. Die hieraus entstehende Höhlung füllt man mit Bratwurst oder einem beliebigen Füllsel von übriggebliebenem Fleische aus, bindet die getheilten Kohlhälften zusammen, bestäubt sie mit etwas Mehl, begießt sie mit heißer Butter und dünst sie in einem mit Butter bestrichenen, ofenfesten Casserol gar. Kurze Zeit vor dem Anrichten gibt man eine Buttersoße über das Gericht und läßt den Kohl noch eine Weile damit ziehen. Eine Füllung von gedünstetem Reis, der mit gekochtem, geschnittenem Schinken vermischt wird, erhält mancherorts den Vorzug.

Brod-Auflauf. Wie drei Eier schwer sind so treibe man ein Stück Butter ab und verähre damit die drei Eier und noch zwei Eigelb dazu nebst einem beliebigen Quantum gestoßener Mandeln. Man weicht zwei von der harten Kruste befreite Bröckchen in Milch, drücke sie aus und treibe sie durch ein Sieb. In die Masse gibt man beliebig Zucker und Zitronenschalen und füllt mit der Hälfte eine bebutterte Schüssel, hierauf legt man eine Lage beliebigen Compot und füllt die Schüssel mit der zweiten Hälfte des Teiges auf. Dies wird in nicht allzu starker Hitze im Ofen schön gelb gebacken.



Die Sektion **G. n. a. t. - A. p. p. e. l.** des Stidereiverbandes beabsichtigt, einen sechswochenlichen Nachhülfskursus zu arrangiren und hat die Zahl der Theilnehmer auf 20 fixirt.

In Zürich wurde kürzlich ein Glaswaaren-Tafelgeschir- und Besteck-Vertheilung eröffnet, sowie ein „Bureau Methode française“, welches den Herrschaften, Kaufleuten, Hoteliers, Restaurateuren, Professionisten, Auswärtigen, beiderlei Geschlechts, jeden Standes und Berufes, für eine oder mehrere Stunden oder täglich im Abonnement empfiehlt.

In Aigle hat sich eine Konservenfabrik gebildet, die speziell Fleisch in Büchsen nach amerikanischem Muster herstellen will.

Das bekannte Töchterinstitut Weglinger in Neutlingen (Württemberg) siedelt kommenden Frühjahr in Verbindung mit einer Frauenarbeits- und Haushaltungsschule nach dem Landhaus „Halle“, Mollis, Kts. Glarus (am Südbahnhof des Kreuzerberges und in der Nähe des Wallenstädter- und Klenthalersee gelegen) über. Die Anstalt bietet nebst gründlicher wissenschaftlicher und praktischer Auszubildung und einem liebevollen, christlichen Heim zugleich den Vorzug eines ständigen Luftkurortes. Für Töchter von zarter Gesundheit sehr zu empfehlen. Beginn des Frühjahrskurses am 14. Mai.

Im Bezirk Engen (Baden) hat sich seit etlichen Jahren ein eigenthümlicher Industriezweig eingebürgert. Es werden nämlich ganze Wagenladungen kleiner weißer Porzellanknöpfe nach Engen geschickt. Ein dortiger Bürger nimmt dieselben in Empfang und läßt in den umliegenden Dörfern dieselben auf blaue Papierstreifen, die mitgeschickt werden, aufnähen. Alle Knöpfe, die mangelhafte Löcher oder sonstige Fehler haben, werden auf besondere Karten aufgenäht. Es darf also, wahrscheinlich

der Kontrolle wegen, kein einziger Knopf verloren gehen. Auf einem Papierstreifen sind 144 Stück (zwölf Dutzend) Knöpfe aufzunähen und dafür wird bloß ein Pfennig bezahlt. Das ist allerdings sehr viel Arbeit für einen einzigen Pfennig; aber die Arbeit wird meistens von Schulkindern bejagt. Im letzten Jahre sollen etwa 7000 Mk. für diese Arbeit ausbezahlt worden sein; es wären also 100,800,000 Stück solcher Knöpfe aufgenäht worden.

Der Vorstand des Sildesheimer Gesundheitspflegevereins hat dem Reichstage eine Petition eingereicht, worin um Einführung einer Steuer auf Korsets und Schnürleibchen erücht wird.

Die Bevölkerung von Karlsruhe ist in großer Aufregung wegen zwei Raubankfällen, die mit unerhörter Frechheit vollzogen wurden. In beiden Fällen drangen die Thäter in Wohnungen ein, forderten von allein anwesenden Ehefrauen Geld, und als ihnen nicht willfährig wurde, begossen sie die Frauen mit einer betäubenden Flüssigkeit, die sie vollkommen willenlos machte. Beide Male wurden dann so viel Geld und Wertgegenstände gestohlen, als gerade erhältlich waren, und — was das Mitleidhafteste ist — in beiden Fällen wurden den beraubten Frauen die Köpfe abgetrennt. Von den Thätern, auf deren Ergreifung eine Belohnung von 800 Mark gesetzt ist, hat man noch keine Spur.

Neue Pariser Moden. Man schreibt dem „N. W. Tagbl.“: „Als neueste Neuigkeit brachte uns die Saison zwei Blüthen. Für's Erste haben die eleganten Damen sich jetzt zu der Meinung bekehrt, es sei Chic, verschiedenartige Schuhe zu tragen. So sieht man gewöhnlich einen rechten blauen und einen linken rothen Schuh auf den Füßen, ferner einen gelben und einen weißen, der Gipfel des feinen Geschmacks läßt einen schwarzen und einen weißen Schuh zusammenpaaren. Die zweite Mode besteht darin, daß die Damen im Ballsaale ihre Pelzboas am Körper behalten.“

Ein übertriebenes Schmerzensgeld. Der Schauspieler Janauschek wurde Seitens des Bundesfreiengerichtes in Providence, Nordamerika, in ihrer Klage gegen einen Hotelbesitzer der Betrag von 12,000 Doll. als Schadenersatz zuerkannt. Frau Janauschek war in dem Hotel des Beklagten in Newport die Treppe hinuntergefallen und hatte einige Verletzungen davongetragen.



Fragen.

Frage 830: Könnte mir eine freundliche Leserin dieser Zeitung Auskunft geben über die „Die Flora“-Nähmaschinen von M. Mundbakin in Wien, ob dieselben wirklich praktisch sind und mit was für einem Stroh sie arbeiten. Zum Voraus herzlichen Dank. Frau K.

Frage 831: Ist eine freundliche Leserin dieses Blattes im Falle, ein auf Erfahrung beruhendes Urtheil abzugeben über die sogen. amerikanischen Oesen, die einmal angezündet, den ganzen Winter brennen?

Frage 832: Welches ist das beste und am leichtesten verständliche Kochbuch für bürgerliche Verhältnisse?

Frage 833: Welche Stoffe eignen sich am besten zur Ergänzung der Ausstattung (Leibwäsche) einer älteren Frau?

Frage 834: Gibt es ein sicheres und unschädliches Mittel, um entzündete Mitesser und Hautfünfen im Gesichte zu beseitigen. Ich leide schon seit einigen Jahren an diesem Uebel, habe schon vielerlei angewendet, auch ärztliche Hülfe in Anspruch genommen, doch ohne Erfolg. Für ein diesbezügliches Mittel wäre herzlich dankbar. Eine Abonnentin.

Antworten.

Auf Frage 785: Für Lungentranke gibt es, sei es zum kürzeren Kurverweilen, sei es zum bleibenden Wohnsitz, keine geeigneteren Plätze als die Höhenorte (Davos, Andermatt u.). Die Gründe hiefür können nicht so kurz auseinandergesetzt werden; sollte der Kranke Gewicht darauf legen, so würde die Redaktion die volle Adresse mittheilen. Dr. F. in B.

Auf Frage 785: Die Höhenkurorte Davos, Andermatt u. a. m. machen Lungeneleidenden nicht nur das Dasein erträglich, sondern die dort kultivirte vernünftige Gesundheitspflege bringt das Leiden auch oft zur Heilung.

Auf Frage 824: Frau Fäßler-Wilmann zum rothen Thor in Appenzell führt das Kliffen von Appenzeller-Röcken sehr schön aus. Die Arbeit erfordert jedoch eine Zeitdauer von 2—3 Tagen.

Auf Frage 828: Ein Theil parfümirtes Glycerin wird mit drei Theilen fetter, reiner Vaseline im Wasserbade recht innig vermischt.

Auf Frage 829: Man bestreicht die Flecken mit Essig oder Zitronensaft und wäscht sie nachher mit weichem Wasser ab.

Alte Schuld.

Erzählung von E. T. Eggeneyer.

Ich, der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott, welcher der Väter Missethat heimtuchet an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. (2. Mose, 20, 5.)

I.

In einem durchaus uneleganten Theile der großen Handelsstadt B. inmitten eines Gewirres kleiner Straßen, gerade da, wo sich verschiedene derselben kreuzten, lag ein unansehnliches, altes Haus. Von ferne betrachtet, machte es einen beinahe baufälligen Eindruck, denn der Anstrich war seit Jahren nicht erneuert, und an dem Mauerwerk hatte nur da eine bessere Hand nachgeholfen, wo es unumgänglich notwendig war, wenn dem Verfall vorgebeugt werden sollte. Trat man indessen näher hinzu, so gewahrte man, daß das breite niedrige Fenster zur Linken der Hausthüre ein Schaufenster war, hinter dessen blankgeputzten Scheiben in musterhafter Ordnung aufgestapelt sich dem Auge alles das zeigte, dessen ein Mensch mit mäßigen Ansprüchen zum Leben bedarf. Da fehlte nichts von dem simpelnsten Schwefelhölzchen bis zur warmen Winterjacke; vom Häring bis zum saftigen Schinken. Neben allen irdentlichen Lebensmitteln fanden sich auch die Töpfe, klein und groß, sie darin zu kochen, und die Pfannen zum braten. An der entgegengesetzten Seite der Hausthüre waren zwei schmälere Fenster angebracht, denen wohlgepflegte Topfgewächse, zwischen schneeweißen Gardinen blühend, freundlichen Schmuck verliehen. So nahm bei näherer Betrachtung das Ganze sich doch, was den Schluß auf das Innere des alten Hauses anbetraf, hoffnungsreicher aus, als dessen erster Anblick hatte erwarten lassen. Dasselbe mochte auch der bescheidene, aber anständig gekleidete junge Mann denken, der zögernd mit etwas enttäuschter Miene von der entgegengesetzten Straßenseite darauf zugehritten war, und dessen Gesicht, als die Fenster eine Weile betrachtet hatte, sich mehr und mehr erhellte. Er ging endlich auf die Hausthüre zu und öffnete.

Die heiser klingende Glocke machte einen so entsetzlichen Lärm, daß der Eintretende erschrocken seinen Schritt anhalt, und erst als das nichttönende Instrument sich allmählig wieder beruhigte, im Stande war, prüfend umherzuschauen.

Er befand sich sofort im Laden, der ziemlich weit nach hinten ausgehakt, aber niedrig von Decke und so von Waaren vollgepfropft war, daß für den Durchgang nur ein sehr schmaler Raum übrig blieb. Musterhafte Ordnung berührte aber auch hier trotz der Anhäufung so viel verschiedener Gegenstände angenehm das Auge. Hinter dem Ladentische stand ein großer hagerer Mann in schon vorgerücktem Alter, der eine hohe blaue Leinwandhülle trug und offenbar in diesen Räumen die Herrschaft führte, auch sofort fragend seine Blicke auf den Ankömmling richtete.

Dieser trat grüßend näher, und als die im Laden herrschende zweifelhafte Beleuchtung ihm gestattete, den Mann mit der Schürze recht in's Auge zu fassen, bemerkte er fast, eingetreten zu sein. Das hagere, in die Länge gezogene Gesicht machte auf ihn einen entschieden abstoßenden Eindruck und mehr noch die unter buschigen Brauen hervor ihn stehend anblickenden Augen.

Er schwieg auch Anfangs unentschlossen, dann aber mochte ihm doch zum Bewußtsein kommen, daß er sich nicht lächerlich machen dürfe.

„In diesem Hause sind möblierte Zimmer zu vermieten?“ fragte er mit wohlklingender, aber noch etwas unsicherer Stimme.

Der Mann im Laden nickte bejahend, rührte sich aber nicht, sondern öffnete seine Augen nur etwas weiter und betrachtete den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen so forschend, daß dieser sich anscheinend nicht wenig dadurch geniert fühlte. „Dürfte ich vielleicht die Zimmer sehen?“ fragte er ein wenig ungeduldig, und jetzt erst bemerkte der Ladeninhaber sich hinter seinem Ladentisch hervor. Mit einem trockenen: „Belieben der Herr mir zu folgen“, schritt er voran bis in den Hintergrund des Ladens, eine sehr schmale Stiege hinauf, über einen Boden, der voll Kisten und Kästen gepackt war, bis die Beiden endlich eine Thüre erreichten. Das Zimmer, in welches sie eintraten, befand sich im mittleren, giebelartig vorspringenden Theile des Hauses. Es war über die Maßen ein-

fach, beinahe dürftig eingerichtet, mußte auch im Winter sehr kalt sein, und das sogenannte Schlafzimmer daneben war nur ein Dachkammerchen, aber — beide Gemächer waren reinlich. Das war viel und da der Mietzpreis in Anbetracht der bescheidenen Lage und Ausstattung sich nicht allzu hoch stellte, überlegte der junge Mann, daß das unangenehme Gesicht des Hauswirthes für ihn kein Grund sein dürfe, eine Wohnung zurückzuweisen, die er für den geforderten Preis schwerlich besser bekommen würde. Fast gegen seinen Willen und durchaus gegen seine Neigung trat er also mit dem wortfargen Hausherrn die nöthigen Verabredungen und fügte dann die Erklärung hinzu, daß er Ernst Gramberg heiße, daß er in der Stadt fremd sei und im Komptoir von Feinemann und Langholz eine Stelle als Commis erhalten habe.

Die Firma, die er genannt hatte, war eine der angesehensten in der Stadt, und der Hauswirth spitzte bei ihrer Erwähnung aufhorchend seine Ohren. Die Herren, welche dergleichen Stellen in guten Geschäften inne hatten, machten nicht so geringe Ansprüche, als hier geboten wurde, an häusliches Behagen, das wußte er sehr gut. Sein langes Gesicht wurde also plötzlich noch um einige Centimeter länger und er kam nach wiederholtem Räuspern mit dem Bedenken zum Vorschein, daß die Zeiten leider Gottes derart schlecht geworden seien, daß man seinen Nebenmenschen nicht mehr trauen dürfe, daß man nicht wohl daran thue, jemanden in sein Haus aufzunehmen, über dessen Verhältnisse man nicht durch untrügliche Beweise unterrichtet sei.

Ernst Gramberg, der einige Minuten erstarrt den Worten des Biedermanns zuhörte, begriff endlich den unter allerlei unklaren Anspielungen verschleierte Sinn derselben. Ueber sein bis dahin geschäftsmäßig ernstes Antlitz flog ein Lächeln, und ohne etwas zu erwidern zog er seine Brieftasche hervor und reichte dem vorsichtigen Manne ein dergleichen entnommenes Schreiben.

Dieser las es von Anfang bis zu Ende durch, und während er auch noch die Unterschrift einer genauen Prüfung unterzog, nahm seine grämliche Miene einen immer zufriedeneren Ausdruck an. Nachdem er es alsdann zurückgegeben und von dem künftigen Hausbewohner die Mietzfee für einen Monat im Voraus erhalten hatte, wurde er sogar sehr höflich, nannte den jungen Mann nach jedem dritten Worte „Herr Gramberg“, betonte sehr, daß es für einen ehrlichen Menschen schwer sei, unangesehener durch diese lästlichen schlechte Welt zu kommen, und fügte schließlich hinzu, daß, obgleich seine Frau nicht daheim sei, der Herr am Nachmittage zu seinem Empfang alles bereit finden werde und dann einziehen möge, wann es ihm beliebe. Damit war die Sache abgemacht und als der junge Mann den ziemlich langen und beschwerlichen Rückweg antrat, blickte er alle die tausend verschiedenen, an möglichen und beinahe unmöglichen Stellen in diesem Hause untergebrachten Gegenstände mit der seltsamen Empfindung an, daß sie alle jetzt, Gott allein mochte wissen auf wie lange vielleicht, zu seinem Leben gehören sollten. Er befand sich, als er das Haus wieder verließ, in der ziemlich unbefriedigten Stimmung eines Menschen, der nicht weiß, ob er durch etwas, das er eben gethan, einen Mißgriff begangen hat oder nicht. „Einerlei“, sagte er aber sich selbst, „das Begonnene muß durchgeführt werden,“ und schlimmsten Falles war er ja an das alte Haus und dessen unangenehmen Besitzer nicht festgekettet.

Es war der erste Oktober, und als Ernst Gramberg sich in Begleitung eines Dienstmannes, der sein weniges Gepäck auf einem Handwagen vor sich herschob, am Nachmittage seiner künftigen Wohnung näherte, begann es schon zu dämmern. Während er an den etwas erhöhten Fenstern vorüberkam, hinter denen die Blumentöpfe standen, erhob er unwillkürlich den Blick zu ihnen, als müsse er aus den einzigen Gegenständen, die in diesen der nichternsten Lebensprosa gewidmeten Umgebungen auf einen Schimmer von Poesie hindenken, ein wenig Ermutigung schöpfen. Wie erschraf er aber, als durch die hellen, blankgeputzten Scheiben ein Paar helle, freundliche Augen den seinigen begegneten. Ein Blick noch, rasch und prüfend, warf er dahin, wo zwischen dem Grün von Myrthen und Rosen ein jugendlich blühendes Mädchen-

gesicht ihm halb schüchtern, halb lächelnd zunickte, dann zog er grüßend den Hut und schritt weiter. Er hätte über den ihm so unerwartet gewordenen Anblick nahezu die Fassung verloren und müßte wieder innerlich lachen, daß ihm noch nicht ein einzigesmal die Möglichkeit in den Sinn gekommen war, der unliebenswürdige Hauswirth könne außer einer wahrscheinlich ebensolchen Frau sonst noch Familie besitzen. Vielleicht wäre er sogar in seiner Verwirrung an der Hausthüre vorübergegangen, hätte nicht der Dienstmann mit einem Ruck den Handwagen zum Stehen gebracht und auf die Hausnummer gedeutet, über der mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben stand: Kolonial-, Fett- und Kramwaarenhandlung von Philipp Schörling.

Zu nächsten Augenblick machte die heisere Klingel wieder ihr unharmontisches Konzert, und Ernst Gramberg stand, seinen Hut in der Hand, einer blaffen Frau gegenüber, die ihn mit einem Ausbruch auf ihrem leidenden Gesicht empfing, mit dem man wohl ein unvermeidliches Uebel hinimunt. Diesmal geleitete sie ihn auf sein Zimmer, während Herr Schörling, der verschiedene Kunden zu bedienen hatte, sich mit einem höflichen Gruß aus der Ferne begnügte. Dem Zimmer hatten aufbesondernde Hände, seit Ernst es zum ersten Mal gesehen, ein etwas wohnlicheres Ansehen zu geben versucht. Auf dem Tische lag eine dunkelrothe Flaneldecke, auf der Komode eine weiße Serviette, und auf derselben stand sogar neben der Petroleumlampe in einer buntpfarbigen Glasvase ein Strauß von Winterastern, Goldball und Neseida.

Nachdem Frau Schörling mit ihrem neuen Hausbewohner Verabredung getroffen hatte, wann er den Thee zu erhalten wünsche, verließ sie ihn mit der immer gleichen trüben Miene, ohne in Bezug auf die Zukunft oder ein befriedigendes Zusammenleben unter dem nämlichen Dache irgend ein Wort an ihn gerichtet zu haben.

Er verharrete, während er auf ihre sich entfernenden Schritte horchte, am nämlichen Fleck und stieß endlich einen Seufzer aus. Wie unerquicklich war das alles! Ein Schauer vor der Zukunft überließ ihn, und dann, indem seine Blicke den trostlos über den Raum durdirrten, hasteten sie an dem Blumenstrauß. Der Anblick that ihm wohl und weckte augenblicklich in ihm die Erinnerung an jenes frische, jugendliche Antlitz hinter den Blumentöpfen. Sicher war in diesem Hause nur dessen Besitzerin süßig gewesen, dem ihm bestimmten, wenig anmuthenden Raume einen so freundlichen Schmuck zu verleihen. Er nahm die Vase, trat ans Fenster, betrachtete die Blumen und atmete gierig ihren süßen Duft ein. „So fehlt doch selbst hier nicht das Blüthen“, sagte er leise, „das, wie die gute Mutter mich tröstete, auch am Rande des steinigsten Weges emporsprießen soll. Vorwärts denn auf dem deinigen, Ernst, ohne Zaudern und Schwanken!“

Er ordnete emsig seine Sachen und als er damit fertig war, die Lampe angezündet und seine Schreibmaterialien auf dem Tische ausgebreitet hatte, begann er eifrig zu schreiben:

Meine geliebte Mutter!

Gib alle dang sorgenden Gedanken meinethwegen auf und freue Dich mit mir, denn ich kann Dir, gottlob! nur Gutes berichten. Die Stelle habe ich dank meiner Zeugnisse und Empfehlungen ohne Schwierigkeit bekommen, und der mir bewilligte Gehalt fällt reichlicher aus, als wir zu hoffen wagten. Entschlage Dich also aller Sorge und versprich mir, Dir keines der Dir so notwendigen Stärkungsmittel mehr entziehen zu wollen, Du weißt, was ich erwerbe, gehört auch Dir, und sobald ich über einige Mittel verfügen kann, geht die erste Sendung an Dich ab. Eine recht gute, dabei billige, und wie ich zu Deiner Veruhigung hinzufügen darf, saubere Wohnung habe ich ebenfalls gefunden und vor einer Stunde schon bezogen. Was die Hoffnung, mit der Du mich gerade nach B. reisen sahst, anbetrißt, so bitte ich Dich nochmals ernstlich, Dich ihrer zu entschlagen. An Bemühungen meinerseits soll es nicht fehlen, aber — nach dreißig Jahren! Sollte das damals Unmögliche nach so langer Zeit noch irgend eine Aussicht auf Erfolg haben? Vernünftiger Weise läßt sich das nicht annehmen, und neue Enttäuschungen möchte ich Dir ersparen. Ich mußte stets die Zuversicht bewundern, mit der Du immer wieder an diese Hoffnung Dich anklammerstest, u. i. w. (1844. 1.)